

WANDEL UND REFORM

In der Geschichte des Christentums

»Ein Haus voll Glorie schauet ...« – das Lied des Siegburger Jesuiten Joseph Mohr (1834–1892) wird noch heute gern im Gottesdienst gesungen. Freilich hat es inzwischen ab der zweiten Strophe einen neuen Text. Ursprünglich sang man:

*»Wohl tobet um die Mauern
Der Sturm in wilder Wuth;
Das Haus wird's überdauern,
Auf festem Grund es ruht.«*

Die moderne Zeit als Sturm, als Durcheinander und Haltlosigkeit; die Kirche festgebaut, Sicherheit gebend. Dieses Bild hat über viele Jahrzehnte das Gefühl der Katholiken bestimmt. Der Romantiker Joseph von Eichendorff (1788–1857) hatte schon ähnlich vom »Schiff der Kirche« angesichts der Unruhen der 1840er-Jahre gesprochen. Ja, dieses Bild hat auch uns noch geprägt und ist uns noch vertraut: Die schnell sich wandelnde Zeit, Pluralismus und Beliebigkeit auf der einen Seite, die Kirche als Hort der Sicherheit, der Herkunft und der Tradition auf der anderen. Auch die Kirchenkritik, die dem Katholizismus Rückständigkeit und heteronome Unterdrückung vorwirft, setzt es noch voraus. Es ist das Kirchenbild des 19. Jahrhundert, das scheinbar nicht vergehen will. Die Reformen der letzten Jahrzehnte erscheinen in dieser Perspektive als ein Bruch mit der traditionellen Kirche, der den einen nicht weit genug geht und den die anderen bedauern und als Irrweg empfinden.

Der Blick auf die Kirchengeschichte kann zeigen, wann und warum in der Moderne das Bild der unveränderlichen, Sicherheit gewährenden Kirche entstanden ist. Was modernen seelischen Bedürfnissen entsprochen hat, darf aber nicht einfach als historische Wirklichkeit genommen werden. Die Umbruchsprozesse der letzten Jahrzehnte sind kein unerhörter Bruch mit einer ehrwürdigen Vergangenheit; sie sind viel weniger analogielos, als man meistens meint.

Wandelbarkeit als Wesensmerkmal

Religionsgeschichtlich dürfte die sakrale Scheu, den Ritus, die richtige Gottesverehrung zu verändern, die meisten Kulte geprägt haben. Schließlich schien das Wohlergehen der Gemeinschaft, der Sippe, davon abzuhängen, dass die Gebete und Opfer korrekt und im Status der kultischen Reinheit dargebracht wurden. In den hellenistischen Kulturen der Spätantike setzte freilich ein gewaltiger Prozess der Transformation und Vergeistigung ein, in dem auch das Christentum verortet werden muss. Guy Stroumsa hat gezeigt, wie ein Prozess der Verinnerlichung die religiöse Welt erfasste, die Sorge um das Selbst, die Seele, stand im Zentrum einer neuen individuell gewordenen Religiosität, die zur persönlichen Gottesbeziehung und zum Monotheismus tendierte. Anstatt materieller Opfer und korrektem Ritus standen das Gewissen, die Askese und das geistige Opfer im Zentrum, die Gottesbeziehung führte zu neuen Formen der Gemeinschaftsbildung, die Verwandtschaft und Sippe überschritten. Gerade im hellenistischen Judentum der Zeit vor Jesus vollzogen sich diese Prozesse; das frühe Christentum beruhte auf ihnen und führte sie fort. Jesus hatte die liebende Nähe des Vaters verkündet. Die Erfahrung der ersten Christen war, dass diese Nähe auch noch stärker war als sein blutiger Kreuzestod. Aus dem Judentum erwuchs eine Buchreligion, deren Anhänger sich in jenes neue Leben, jene Liebe des Vaters zu Jesus aufgenommen wussten, die Sünde und Tod nicht brechen können. Sie entsprach ganz der Tendenz zu verinnerlichter Selbstsorge, Ethos und persönlicher Gottesbeziehung und praktizierte eine Caritas zu Armen und Schwachen, die eine neue Gemeinschaftlichkeit begründete. War dies der Kern des Christentums, so bedeutete dies auch, dass weder Ritus noch Disziplin noch Organisationsform festgelegt waren. Anders als die archaischen Kulte war das Christentum eine dynamische, wandelbare Religion, die sich eine äußere Gestalt erst geben musste. Wandelbarkeit ist die logische Konsequenz aus seinem Wesen und seinem Erfolg.

Natürlich hatte man nicht bei Null begonnen. Das Christentum erwuchs aus dem Judentum, in dem zahlreiche Strömungen miteinander konkurrierten. Nach der Zerstörung des Tempels setzte ein Prozess der gegenseitigen Abgrenzung ein. Schon vorher mussten sich die jungen Christengemeinden die Frage stellen, ob neben der Taufe auch die Beschneidung und die Erfüllung der göttlichen Weisung an Israel weiter verbindlich seien. Dem damaligen hellenistischen Judentum gehörte im weiteren Sinn eine Gruppe von »Gottesfürchtigen« an, die sich zum Gott Israels bekannten, ohne doch Beschneidung und Gesetz zu übernehmen. Gerade für solche Strömungen war das Christentum attraktiv; sie sprach Paulus direkt an. Er wurde zum Theoretiker der gesetzesfreien Heidenmission, die nicht unwidersprochen blieb, die aber von den Großen der Jerusalemer Gemeinde doch prinzipiell akzeptiert wurde.

Gemeindeorganisationen und die Ausbildung von Ämtern, Gottesdienst und Gebet, Denkformen und literarische Gattungen, das Christentum übernahm aus seiner Umwelt Modelle und Institutionen und passte sie seinen eigenen Bedürfnissen an. Von Beginn an stellte sich dabei jenes Grundproblem, das bis heute immer neu zu beantworten ist: In welcher Balance müssen Gegenwartsrelevanz und Ursprungstreue stehen? Mit und aus dem Christentum existierten Strömungen, die ihre Lehre als wahre Erkenntnis (Gnosis) bezeichneten. Adolf von Harnack hat sie als akut hellenisierte Form des Christentums interpretiert, die dieses als elitäres, philosophisches Befreiungswissen aus der materiellen Welt deutete. Die Großgemeinden sahen durch sie aber ihre Identität gefährdet; die Ursprungsbeziehung schien verloren zu gehen. Gegen die Gnostiker suchte man diese durch die Ausbildung eines verbindlichen Schriftkanons und durch die Betonung der Bischöfe als Garanten der wahren Lehre zu sichern. Die öffentliche Glaubensverkündigung lasse sich über die Bischofsabfolge in den Apostelkirchen bis zu den Augenzeugen Jesu zurückverfolgen. Der Glaube sei deshalb in allen apostolischen Kirchen zu allen Zeiten derselbe. Alle Bischofskirchen stehen deshalb untereinander in einer Gemeinschaft der Einheit und des Friedens.

Konzilien und Katholizität

Waren nun Glaubensfragen strittig oder mussten weitreichende Festlegungen getroffen werden, sollten die Bischöfe als Repräsentanten ihrer Kirchen zusammenkommen: Diese Versammlungen nannte man Synoden oder Konzilien. Solche Konzilien hatten vor allem zwei Funktionen: In Fragen des Glaubens war der Anspruch, nichts Neues zu beschließen, sondern den alten Glauben allgemein zu bezeugen. Wenn eine Lehre wirklich mit dem Glauben der Apostel übereinstimmte, musste sie in allen apostolischen Kirchen immer und überall schon geglaubt worden sein. Anders war es bei disziplinarischen Entscheidungen: Hier konnten Entscheidungen gefällt und Neues beschlossen werden. Konzilien entwickelten sich auf diese Weise zu Institutionen, die auf Krisen, grundlegende Fragen und Veränderungen eine Antwort zu geben suchten. Erhob das Christentum aber den Anspruch, die wahre Lehre zu sein, musste er vor dem Anspruch der Vernunft standhalten. Für die Christen der Spätantike standen drei Sätze fest: a) Aus dem Bereich menschlicher Sterblichkeit konnte nur Gott erlösen; b) Gott war nur einer; c) Christus hat uns erlöst. Wie ließen sich diese drei Sätze konsistent miteinander verbinden? Zunächst zogen sich viele auf die Formel zurück, dass der Unsterbliche eben in Christus sichtbar und sterblich geworden sei. Anderen erschien dies schriftwidrig: Jesus stand dem Vater ja gegenüber und betete nicht zu sich selbst. Eine alternative Lösung versuchte Jesus als untergeordneten Gott zu deuten, da so der Monotheismus bewahrt werden könne. Ein Vertreter dieser Lehre war etwa der Priester Arius in Alexandria. Doch konnte man das Göttliche auf diese Weise abstufen? Das Konzil von Nizäa entschied im Jahr 325, dass der Vater und der Sohn »ein Wesen« gemeinsam haben. Obwohl Arius so verurteilt wurde, gewannen seine Anhänger aber bald die Mehrheit, da man fürchtete, dass sonst Vater und Sohn letztlich identisch sind. Eine Lösung zeichnete sich erst seit den 360er-Jahren ab. Wenig später geriet man aber über Christus selbst in Streit: Er war Gott, denn nur Gott kann uns erlösen; er nahm die Menschheit an, denn diese

sollte ja erlöst werden. Wie kann aber jemand zugleich Gott und Mensch sein? Die Konzilien in Ephesus und Chalcedon suchten im fünften Jahrhundert diese Fragen so zu lösen, dass die biblische Botschaft intakt blieb.

Die Konzilien der alten Kirche sind ein wichtiges Beispiel, wie anspruchsvoll es für das Christentum war, den Glauben so zu formulieren, dass er für den denkenden Menschen einleuchten konnte. Ansonsten hätte man seine Relevanz für die Gegenwart verloren; andererseits war dadurch aber die Ursprungstreue akut gefährdet. Die Verbissenheit der Auseinandersetzung und der Wandel der Mehrheitsverhältnisse zeigen, wie tiefgehend die Krisen waren, die aus diesem doppelten Anspruch erwachsen sind. Ganz anders war die Herausforderung, als sich das Römische Reich mit seinen Institutionen und seinen kulturellen Standards aufzulösen begann. Das Christentum als innerliche Buchreligion musste nun illiterate Gesellschaften prägen, für die der korrekte äußere Opferkult den Segen der Gottheit für Sippen und Stämme zu garantieren hatte. Es ist klar, dass nun auch die christliche Liturgie und das Priestertum verstärkt nach der alten rituellen Opferlogik interpretiert wurden. Dass das Christentum aber mehr blieb als ein Sippen- oder Stammeskult, verdankte es der Tatsache, dass es eine Schriftreligion war, die deshalb der Lesefähigkeit, der Grammatik, Logik und Rhetorik, bedurfte. Diese wurden vor allem in den Klöstern tradiert und gepflegt. Zum anderen hatte sich im Westen, anders als im Osten, der römische Bischofssitz beinahe konkurrenzlos als alleiniges, kaiseräquivalentes kirchliches Zentrum etablieren können. Die Päpste übernahmen Vorstellungen des römischen Kaiserrechts und erhoben monarchische Ansprüche. Ein wichtiger Effekt dieses Prozesses war, dass das westliche Christentum eine Religion blieb, die über Sippe und Völkern stand. Dessen Kehrseite war, dass sich nicht nur die westliche Praxis, sondern auch die Vorstellung von der Kirchenverfassung von den ostkirchlichen Traditionen immer mehr entfernten. Die Kirchenspaltung des Jahres 1054 kann als Symptom eines Entfremdungsprozesses gedeutet werden.

Reformen und Reformation

Seit dem Hochmittelalter waren die westlichen Gesellschaften durch zunehmende Verstärkung, Bildung und Ethisierung geprägt. Diese Prozesse wurden einerseits durch das Christentum mit initiiert und getragen, andererseits bedeuteten sie wachsende Anforderungen für die Glaubensunterweisung. Was rituell-sakramental angenommen wurde, galt es zu reflektieren, zu verinnerlichen und bewusst zu leben. Seit dem 13. Jahrhundert entstanden die Universitäten als Stätten systematischer Exegese und Diskussion auch der Hl. Schrift und der Traditionen des Glaubens. Die bewusste Sorge um das eigene Heil, das kritische Messen der kirchlichen Wirklichkeit an den urkirchlichen Idealen, die Differenzen zwischen verschiedenen theologischen Strömungen, sie prägten das spätmittelalterliche Christentum. Reformen wurden überall gefordert. Aus solchen Differenzen heraus entwickelten sich im 16. Jahrhundert Reformation und Gegenreformation, mithin die Spaltung der westlichen Christenheit. Lange Zeit war es dabei nicht klar, ob die Gegensätze, wie es Kaiser Karl V. (1500–1558) wollte, noch einmal zu einem Ausgleich gebracht werden könnten. Konfessionelle Identitäten, die sich bewusst gegen andersgläubige Christen abgrenzten, entstanden erst allmählich. Auch das Konzil von Trient (1545–1563) wollte eigentlich beides: Reformen und dadurch Wiedervereinigung im Glauben und dogmatische Klärung, die zu einer klaren katholischen Identität führen sollte. Letztere Strömung und mithin der Antiprotestantismus prägten dann die nachtridentinische Epoche.

All diese Umbruchsprozesse zeigen: Das Christentum als Erlösungsreligion, die die Menschen, deren Überzeugungen und deren Lebenspraxis, prägen will, ist durch gesellschaftliche Umbrüche stets herausgefordert; die Gegenwartsrelevanz muss stets neu erwiesen werden, ohne doch die Treue zum Ursprung aufzugeben. Dieses anspruchsvolle Programm verlangte nach Flexibilität und Veränderungsbereitschaft und verlieh dem Christentum

eine ungeheure Dynamik. Es trug dazu bei, dass in der Neuzeit in den westlichen Gesellschaften schneller Innovationen entwickelt und Veränderungsprozesse eingeleitet wurden als in der übrigen Welt. Auf den ersten Blick mag es überraschen: Das Christentum ist kein Relikt aus der statischen Welt von gestern, sondern eine der Antriebskräfte, die in Europa eine bislang unbekannte Geschwindigkeit von Modernisierung und Veränderungsdynamik hervorgebracht haben. Es ist viel mehr als ein sakrosankter Ritus, da es den ganzen Menschen rational und emotional prägen will; deshalb muss es sich selbst immer wieder reformieren. Auch die große Umbruchsepoche, die wir gewöhnlich »Aufklärung« nennen, hat so christliche Wurzeln. Natürlich gab es radikale Strömungen, die den Atheismus propagierten oder das Christentum in eine philosophische Vernunftreligion auslösen wollten. Die Aufklärung führte aber vielfach Impulse weiter, die durch christliche, seelsorgerliche Bemühungen initiiert worden sind, so die Betonung individueller moralischer Verantwortlichkeit und das Streben nach Erziehung und Bildung. Breite Strömungen der Aufklärung waren durchaus kirchlich geprägt. Dennoch bedeutete die Epoche für die Kirchen eine große Herausforderung: Man forderte Reformen; das Christentum sollte seine gesellschaftliche Nützlichkeit erweisen; die Theologie musste Antworten auf die Zweifel finden, die viele Gebildete seither bedrängen, ob sich denn der Anspruch des Christentums, die wahre Offenbarungsreligion zu sein, wirklich rational begründen lasse. Auf diese Weise herausgefordert, erfanden sich die Kirchen gleichsam neu, entweder durch aufgeklärte Reformen oder durch Ablehnung und Abgrenzung gegen die Aufklärung, was Reformprozesse in antimoderner Frontstellung auslöste.

Antimoderne Selbstmodernisierung

Die Ereignisse der Französischen Revolution und die Enteignungen des Kirchengutes ließen im Laufe des 19. Jahrhunderts freilich die antiaufklärerische, antilibérale Richtung in der katholischen

Kirche immer mehr erstarken. Man suchte Sicherheit durch Rückbindung an den Papst; dieser verurteilte die modernen Strömungen, die Kirche wurde streng hierarchisch umgebaut und nach außen abgegrenzt. Hier entstand das eingangs beschriebene, antimoderne Kirchenbild vom festen Haus, das jenseits aller Stürme fest gegründet steht. Das I. Vatikanische Konzil kann als Gipfelpunkt dieser Entwicklung gelten. Andererseits ist aber zu betonen, dass die antimoderne Frontstellung nur die halbe Wahrheit ist: Um sich abzugrenzen, wurden Kirchenverfassung und Seelsorgemethoden selbst umfassend reformiert und modernisiert. Man suchte die Gläubigen durch ein Netz an modernen Zeitschriften, Vereinen und Parteien katholisch zu prägen, neue Frömmigkeitsformen entstanden. Was statisch und antimodern erscheint, war von da her betrachtet ein tiefgehender Reformprozess.

Gegen alle Gefahren der Moderne sind die meisten Katholiken so im 19. und 20. Jahrhundert noch einmal immunisiert worden; ein katholisches Milieu gab Halt, propagierte aber auch Vorschriften, die vielen immer mehr als antiquiert und nicht lebensdienlich erschienen. Gerade weil die Kirche auch politische und gesellschaftliche Antworten gab und eine Art Zaun um die Offenbarung legte, drohte denen, die diesen Zaun als Fremdbestimmung empfanden, auch der Glaube verloren zu gehen. Die starke katholische Identität war in der Moderne durch eine Verengung erkaufte, die den Einsichtigen immer deutlicher die Unumgänglichkeit von Reformen vor Augen führten. Einer solchen pastoralen Reform sollte das II. Vatikanische Konzil dienen, das Papst Johannes XXIII. auf das Jahr 1962 einberufen hatte und das die Kirche von der antimodernen Frontstellung des 19. Jahrhunderts befreien sollte. Die eigene, größere und reichere Vergangenheit der Zeiten vorher sollte inspirierend wirken. Erneut also dieselbe Spannung: Um für die Gegenwart relevant zu sein, musste sich die Kirche selbst reformieren und dabei ihrem Ursprung treu bleiben. Dass aber der Wandel seither als so einschneidend empfunden wird, liegt vor allem daran, dass seit dem

19. Jahrhundert ein Kirchenbild ohne Wandel Sicherheit geben sollte. Gerade damals hatte sich die Kirche aber durchaus massiv verändert, sodass die damalige Auffassung von sich als fester Fels in der Brandung der historischen Realität letztlich nicht entsprach.

Unser Gang durch die Geschichte hat gezeigt, dass das Christentum auf alle gesellschaftlichen Umbruchs- und Wandlungsprozesse selbst mit Wandel und Veränderung reagierte: Man war eine Erlösungsreligion, die die Menschen erreichen musste. Bei aller Ursprungstreue war deshalb stets Gegenwartsrelevanz ein Markenzeichen des Christentums. Die Botschaft von Jesu gebar – anders als archaische Kultreligionen – aus sich heraus Wandel und Flexibilität. Im Jahre 1836 hat John Henry Newman (1801–1890) als Kenner der Kirchengeschichte noch Jahre vor seiner Konversion diese Einsicht am Ende eines Vorlesungszyklus mit poetischen Worten ausgedrückt: *»Jedes Jahrhundert gleicht dem anderen und denen, die darin leben, erscheint es schlimmer als alle Zeiten davor. Die Kirche ist immer in Schmerzen und schleppt sich in Schwäche dahin, trägt immer das Todesleiden Jesu an (ihrem) Leib, damit auch das Leben Jesu an (ihrem) Leib sichtbar wird (1 Kor 4,10). Die Religion scheint immer wie am Sterben, Spaltungen vorherrschend, das Licht der Wahrheit fahl, seine Anhänger verstreut. Die Sache Christi ist immer im Todeskampf. So, als sei es nur eine Frage der Zeit, ob sie heute oder morgen endgültig scheitert.«* So scheint die Kirche immer wieder unterzugehen, bis sie sich verwandelt neu erhebt. Diese Gewissheit kann man aus ihrer Geschichte gewinnen.

Klaus Unterburger

KALENDARIUM DER EVANGELISCHEN UND KATHOLISCHEN GEDENKTAGE

Das vorliegende Kalendarium enthält zum einen Gedenktage evangelischer Persönlichkeiten. Diese sind *kursiv* gesetzt. Zum anderen sind die katholischen Heiligen erwähnt. Diejenigen, die im aktuellen General- und deutschsprachigen Regionalkalender verzeichnet sind, sind dabei **hervorgehoben**.

Gedenktage, die sowohl im katholischen als auch im evangelischen Bereich von Bedeutung sind, tragen den Vermerk *auch ev.* Die mit * markierten evangelischen Gedenktage weichen vom Datum her von den betreffenden katholischen ab. In Klammern ist jeweils das Todesjahr angegeben.

1. Natalie (nach 300) · Eligius (660; *auch ev.*) · Blanka (1252) · Charles de Foucauld (1916)
2. Bibiana (um 361) · Luzius (5./6. Jh.) · Johannes von Ruysbroek (1381; *auch ev.*)
3. Cassian (298) · Gerlind (8. Jh.) · Modestus (772) · Emma (1038) · Franz Xaver (1552) · *Ämilie Juliane Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt (1706)*
4. Barbara (306; *auch ev.*) · Johannes von Damaskus (749) · Osmund (1099) · Christian (1245) · Adolph Kolping (1865)
5. Hartwich (1023) · Reinhard (Reginhard, 1037) · Anno von Köln (1075) · Gerald von Braga (1108) · Niels Stensen (1686) · *Alois Henhöfer (1862)*
6. Nikolaus von Myra (um 350; *auch ev.*) · Dionysia (um 484) · *Ambrosius Blarer (1564)* · *Anton Prätorius (Schultze, 1613)*
7. Ambrosius (397) · Gerald (Gerhard, 1077) · *Märtyrer des Thorner Blutgerichts (1724)*
8. Elfriede (812) · Edith und Sabina von Hennegau (819) · *Martin Rinckart (1649)*
9. Eucharius (3. Jh.) · Juan Diego Cuauhtlatoatzin (1548) · Liborius Wagner (1631) · *Richard Baxter (1691)*
10. Diethard (1200) · *Heinrich Zütphen (1524)*
11. Damasus I. (384) · David von Himmeröd (1179) · Arthur (1643) · *Lars Olsen Skrefsrud (1910)* · *Jochen Klepper (1942)*
12. Vizelin (Wizo, 1090/1154; *auch ev.*) · Hartmann (1164)
13. Luzia (um 304; *auch ev.*) · Jodokus (Jost, um 668) · Autbert (Otbert,

- 669) · Odilia (um 720; *auch ev.*) · Emo (1237) · *Christian Fürchtegott Gellert (1769)*
14. Venantius (7. Jh.) · Berthold von Regensburg (1272; *auch ev.*) · *John Oldcastle (1417)* · Johannes vom Kreuz (1591) · Franziska Schervier (1876)
15. Christiane (Nina, 4. Jh.) · Wunibald (761; *auch ev.*) · Willibald (787) · Carlo Steeb (1856) · *Gerhard Uhlhorn (1901)*
16. Tanko (808) · Ado (875) · Adelheid (999; *auch ev.*) · Dietrich (1145)
17. Lazarus (bibl.) · Sturmius (779; *auch ev.*) · Jolanda von Vianden (1283)
18. Philipp von Ratzeburg (1215)
19. *Paul Blau (1944)*
20. Jakob (bibl.) · Dominikus von Silos (11. Jh.) · Hoger (915) · *Katharina von Bora (1552)*
21. Hagar (bibl.) · *Thomas* (bibl.)* · Richard (1266) · Peter Friedhofen (1860)
22. Marian der Schotte (1082) · Jutta von Disibodenberg (1136) · *Dwight Lyman Moody (1899)*
23. Viktoria (um 303) · Dagobert (679) · Ivo von Chartres (1116) · Johannes von Krakau (1473) · *Anne Dubourg (1559)*
24. Adam und Eva (bibl.) · Hanno (978) · Erko (Erkenbert, 1132) · *Matilda Wrede (1928)*
25. Natalis · Eugenia (um 258) · Anastasia (um 304)
26. Stephanus (bibl.; *auch ev.*)
27. Johannes (Apostel und Evangelist, bibl.; *auch ev.*) · Fabiola (399) · Walto (Balto, 1156)
28. Unschuldige Kinder (bibl.) · *Reinhard Hedinger (1704)*
29. David (bibl.) · Tamara (bibl.) · Lothar (855) · Reginbert (um 963) · Thomas Becket (1170; *auch ev.*)
30. Felix I. (273/74) · Germar (um 660) · Diego von Acevedo (1207) · *Martin Schalling (1608)*
31. Kolumba (270/75) · Silvester I. (335) · Melanie (439) · *John Wyclif (1384)* · Apollonia Rademecher (1626)